

Barbara Chase-Riboud  
Die unbekannte  
Sally Hemings

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Werner Peterlich

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 1979 bei The Viking Press,  
New York unter dem Titel ›Sally Hemings‹  
Die deutsche Erstaussage erschien 1982 im  
Hoffmann und Campe Verlag unter dem Titel  
›Die Frau aus Virginia‹  
Übersetzung des Nachworts: Marion Hertle  
Covermotiv: Gemälde von José Cruz Herrera,  
›Portrait de jeune femme‹, 1938  
Copyright © José Cruz Herrera

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2026–2028 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im  
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

*Für Mathilde Rose,  
zum 250. Jubiläum der Gründung der  
Vereinigten Staaten von Amerika*

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 2026  
Diogenes Verlag AG Zürich  
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch  
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):  
truepages UG (haftungsbeschränkt)  
Westermühlstraße 29, 80469 München  
info@truepages.de  
40/26/852/1  
ISBN 978 3 257 07371 3

## Hinweis der Autorin

In dem vorliegenden Roman sind Dokumente eingearbeitet worden, die nicht nur authentisch sind, sondern eine zentrale Rolle in der Geschichte von Sally Hemings und Thomas Jefferson spielen. Diese Dokumente sind wie das Meer, auf dem das kleine Boot ihres Lebens segelte.

BCR



Verhüte Gott, der mich dir gab zum Sklaven,  
Dass für die Stunden deiner Fröhlichkeit  
Ich Rechenschaft von dir zu fordern dächte ...  
*Shakespeare, Sonett LVIII*

Unterlagen werden vernichtet. Geschichten  
werden unterdrückt, verfälscht oder verboten.  
Manchmal von Päpsten, manchmal von  
Kaisern, manchmal von aristokratischen und  
manchmal von demokratischen gesetzgebenden  
Körperschaften ... So war die Welt, in der wir  
leben, und so ist sie ...

*John Adams*



## Inhalt

ERSTER TEIL	1830 Albemarle County	13
ZWEITER TEIL	1787 Paris	117
DRITTER TEIL	1833 Der Census-Beauftragte	271
VIERTER TEIL	1795–1809 Monticello	313
FÜNFTER TEIL	1834 Albemarle County	499
SECHSTER TEIL	1812 Monticello	515
SIEBTER TEIL	1835 Albemarle County	601

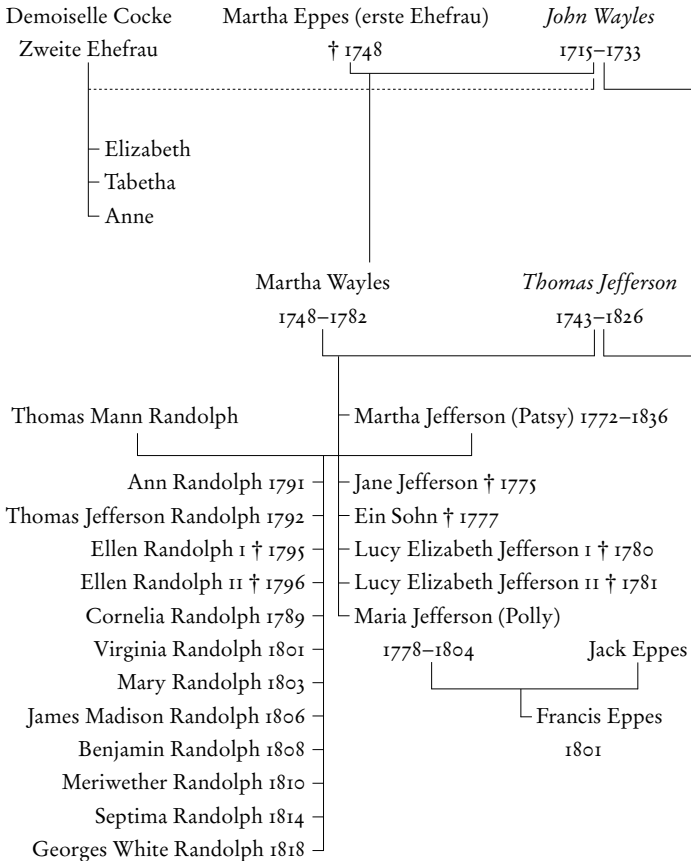
Danksagung 609

Nachwort 611

Editorische Notiz und Quellenangaben 622

# DIE WEISSE FAMILIE

CAPTAIN HEMINGS



# DIE SKLAVENFAMILIE

## DIE AFRIKANERIN, EINE SCHWARZE SKLAVIN

Elizabeth Hemings  
1735–1807

Abraham, genannt Abe  
Schwarzer Ehemann

Zwei weitere Männer  
(ein Sklave, ein Weißer)

Zwei Kinder

- Robert Hemings 1762
- James Hemings 1765
- Critta Hemings 1769
- Peter Hemings 1770
- Thenia Hemings 1767
- Sally Hemings* 1773–1836

- Mary Hemings 1753
- Martin Hemings 1755
- Bett Hemings 1759
- Nance Hemings 1761
- Lucy Hemings 1777–1783
- John Hemings 1771

- Thomas Jefferson Hemings 1790
- Edy Hemings † 1796
- Harriet Hemings I † 1796
- Beverly Hemings 1798
- Harriet Hemings II † 1801
- Madison Hemings 1805
- Eston Hemings 1808



ERSTER THEIL  
1830 Albemarle County



## Albemarle County, 1830

Es hält schwer, sich auf einen Maßstab zu einigen, an dem sich Sitten und Gebräuche eines Volkes messen lassen, gleichgültig, ob im umfassenden Sinne oder in ganz bestimmten Fällen. Noch schwieriger ist es für einen Menschen, die Sitten und Gebräuche seines eigenen Volkes, welche ihm durch Gewohnheit vertraut sind, mit diesem Maßstab in Einklang zu bringen. Zweifellos unterliegen die Sitten und Gebräuche unseres Volkes einem unseligen Einfluss, welcher durch die Existenz der Sklaverei bei uns entstanden ist!

*Thomas Jefferson,  
Bemerkungen über den Staat Virginia, 1790*

**E**in Weißer kam ihre Straße herauf, als ob Gott es so bestimmt hätte und als ob die Straße ihm gehörte.

Die Frau, die im dunklen Rechteck der Tür stand, wusste, dass dies die Art war, wie weiße Männer ankamen. Ein Sklave würde ohnehin nie allein und ohne Begleitung mit einem Wagen fahren. Und die einzigen Freigelassenen weit und breit waren ihre Söhne, Madison und Eston. Sie selbst betrachtete sich nie als frei, und jetzt, wo sie sechsfünfzig war und ihre Söhne rücksichtsvoll darauf warteten, dass sie starb, damit sie in den Westen ziehen könnten (warum sah sie das nur so verbissen?), war sie ganz einer anderen Zeit und einem anderen Ort verhaftet, gehörte sie gleichsam einem anderen Zeitalter an, einer Epoche, die vor vier Jahren, am vierten Juli 1826, für sie zu Ende gegangen war.

Die Hütte, in der sie stand, war die armseligste Behausung der ganzen Gegend. Das Land ringsum war von der Baumwolle ausgelaugt und unmöglich zu bestellen. Trotzdem bearbeiteten sie es, ihre Söhne, mit einer wahren Arbeitswut und dem Mut der Verzweiflung; dabei gehörte es ihnen noch nicht einmal. Freigelassene durften in Virginia kein Land besitzen. Es war gepachtet; teuer und wertlos – erschöpft, hügelig und böse. Die Hütte neigte sich ihrem eigenen Verfall entgegen. Wiewohl sie angrenzte an die einst berühmte Plantage Monticello, erstickte sie zunehmend unter Wildwuchs und schier undurchdringlichem Gestrüpp.

Die Eisenreifen knirschten in den tiefen Fahrspuren der schlecht instand gehaltenen Straße. Sie erkannte, dass es sich nicht um eine Kutsche handelte, sondern um einen leichten vierrädrigen Wagen, und was sie zuerst für Pferde gehalten hatte, war in Wirklichkeit ein Gespann von gut zueinander passenden, wohlgenährten Maultieren mit bräunlich schimmerndem Fell. Ihre Augen verfolgten das Näherkommen des kleinen Wagens ohne Verwunderung, als ob sie über das, was geschehen sollte, bereits in Kenntnis gesetzt worden wäre, als ob sie wüsste, wer da in solcher Pracht bei der Hütte einer ehemaligen Sklavin vorgefahren kam.

Tatsächlich konnte ihre Augen nie etwas überraschen. Es waren Augen von tiefem Bernstein gelb, Kennzeichen einer Quarteronin, zu einem Viertel schwarz also, die ihrem ganzen Gesicht einen Hauch von Durchsichtigkeit gaben, Augen, die gleichsam flüssiges Gold in einer elfenbeinernen Maske waren, Fenster, die auf geheimnisvolle

aufgeschichtete Feuer hinausgingen, die Tag und Nacht brannten, Augen, die alles aufnahmen und nichts an die Oberfläche zurückgaben. Ihre Haut war ein wenig schlaff, aber noch ohne Runzeln. Es gab nichts, woraus man auf ihr Alter hätte schließen können – weder aus den Linien ihres Gesichts noch aus den Umrissen ihres Körpers, der klein und zierlich war, gut beisammen, kräftig und von jener drahtigen Lebendigkeit, wie angeborene Schlankheit sie einem verleiht. Um den Kopf hatte sie ein weißes Tuch geschlungen, das ihre Haut dunkler erscheinen ließ, als sie war, und den schönen blassen Mund mit den tiefen Grübchen zu beiden Seiten betonte. Von den Ohrläppchen hingen kleine Rubinohrringe herunter wie winzige Blutstropfen, die nicht zu dem verschossenen, groben, schwarz leinenen Kleid und der schwarzen Schürze passten und völlig fehl am Platze wirkten. Sie trug immer noch Trauer. Ihre Hände, die sie in den Falten ihrer Schürze verbarg, waren klein, weich, schlank und ließen erkennen, dass sie niemals harte Arbeit verrichtet hatte.

Der Wagen hatte unten am Obstgarten haltgemacht. Der Mann war ausgestiegen und kam jetzt den steilen Weg zu ihrer Hütte herauf. Während sie den näherkommenden Fremden beobachtete, änderte sich ihr Gesichtsausdruck jäh, und aus Neugier wurde Ärger und dann Besorgnis. Es gab nur zwei Gründe für einen Weißen, an ihre Tür zu klopfen: Entweder er war der Mann von der Regierung von Albemarle County, der mit dem Census beauftragt war, oder der Sheriff mit einem Ausweisungsbefehl. Beide würden sie die gleichen Fragen stellen: Wie sie heiße, wie alt sie sei und ob sie Sklavin sei oder Freie. Nun, jeder in Albe-

marle County, jede alteingesessene Familie im Umkreis von fünfzig Meilen kannte ihren Namen, wusste, wie viele Kinder sie hatte und von wem; wusste überdies, dass sie als freigelassene Sklavin dem Gesetz nach kein Recht hatte, in Virginia zu bleiben – es sei denn, ihr wäre von der gesetzgebenden Körperschaft Virginias ein besonderer Dispens zugebilligt worden.

Wenn der Census-Beauftragte – falls er es war – auch nur ein kleines bisschen Verstand besaß, hätte er sich in dieser Nachmittagshitze nicht bis zu ihr heraufbemühen müssen, um sie zu fragen, was er ohne jeden Zweifel ohnehin wusste: ob sie Sally Hemings von Monticello sei.

Die Sklavin und Mätresse von Thomas Jefferson war in Albemarle County berühmt gewesen, solange sie zurückdenken konnte. Zumindest ihr Name war berühmt. Mit eigenen Augen gesehen hatten sie aber nur wenige, und das war einer der Gründe, weswegen er sich langsam diesen elenden Weg hinaufmühte: um Sally Hemings von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Nicht einer von hundert würde »Dusky Sally« erkennen, wenn sie sie sähen, fand er. Sie hatte Monticello in all den fünfzig Jahren, die sie dort gelebt hatte, nur selten verlassen; trotzdem war ihm, als sei ihr Name ihm von jeher vertraut. Sein Vater hatte ihre beiden Herren gekannt, John Wayles, den Vater, und Thomas Jefferson, den Liebhaber. Nathan Langdon – der Census-Beauftragte von Albemarle County – setzte ein sardonisches Lächeln auf. Er war daheim, war wieder in Virginia mit seinen Leidenschaften, seinen Blutfehden, seinem Stolz, seinen Duellen

und seiner Südstaaten-Ehre. Und war froh darüber. Schon in den wenigen Wochen, die er jetzt zurück war, hatte er die Ausstrahlung von Tüchtigkeit und Energie, die er sich im Norden zugelegt hatte, abgestreift wie eine Eidechsenhaut. Die Hitze, die gemächliche Gangart der sauberen, schönen Maultiere, das Schwanken des altmodischen, aber eleganten Gefährts, die Zügel, die sanft die Innenflächen seiner Hände streichelten – all das trug unmerklich dazu bei, dass er sich wieder zu Hause fühlte. Er ließ seine wuchtige Gestalt auf das rissige Leder des Sitzes sinken und hob die Augen zu der kleinen Hütte, die auf der Grenze zwischen der Wildnis eines zerspaltten Kiefernwaldes und den südlichsten Baumwollfeldern von Monticello stand. Und als er das tat, sah er eine kindliche Gestalt in der windschiefen Tür stehen. Eine Frau. Sally Hemings. Sie musste es sein. Es gab sonst keine Frauen hier draußen.

Die Gestalt im Schatten der Tür stand stocksteif da. Wieso konnte sie nie die Angst und die Panik in den Griff bekommen, die sie befahlen, sobald ein weißer Mann sich näherte? Welcher weiße Mann auch immer. Ein vertrautes Unbehagen machte sich in ihrem Magen breit. Es hatte nur einen einzigen weißen Mann gegeben, den sie je mit Freuden willkommen geheißen hatte. Und der war tot und lag hinter dieser Hütte auf seinem kleinen Berg begraben. Wenigstens waren Madison und Eston nicht zu Hause. Falls es Schwierigkeiten gab, zog sie es vor, ihnen allein entgegenzutreten. Einem erzürnten weißen Mann die Stirn zu bieten war Aufgabe einer schwarzen Frau, nicht die eines schwarzen Mannes, es sei denn, er wäre bereit zu sterben.

Freilich, vielleicht handelte es sich bei diesem Mann nur um den Census-Beauftragten, von dem Madison neulich gesprochen hatte.

Eine seltsame Ruhe überkam sie. Der Sheriff würde, wenn überhaupt, den Ausweisungsbefehl bringen und eine Anordnung, sie aus dem Staate Virginia zu vertreiben – was ihren Söhnen gerade recht wäre, solange man ihnen gestattete, in Frieden abzuziehen.

Sally Hemings wusste, dass es von Willen und Laune ihrer Nichte, Martha Jefferson Randolph, abhing, ob sie und ihre Söhne in Virginia bleiben durften. Es war Martha, die sie freigelassen hatte, und es war auch Martha, die ihre Freunde in der gesetzgebenden Versammlung bewogen hatte, ihr die Erlaubnis zum Bleiben zu erteilen. Ihr Leben hier hing von Martha ab, und Martha wiederum war auf ihr Schweigen angewiesen. Beide hatten sie ihre Gründe. Also sei's drum! Sie hatten beide Gründe, Schweigen zu bewahren – Gründe, die sie mit ins Grab nehmen würden. Es verstieß gegen das Gesetz, dass ein freigelassener Sklave länger als ein Jahr und einen Tag nach seiner Freilassung in Virginia blieb; der Freigelassene lief Gefahr, wieder zurückverkauft zu werden in die Sklaverei.

Sie aber würde, so Gott wollte, in Virginia sterben, auf Monticello, nicht in irgendeiner Wüste, von wilden Indianern skalpiert. Madison und Eston waren jung und gesund. Für sie war der Westen die einzige Chance; sie jedoch würde ihre Tage hier beenden. Ihre Söhne mussten nur einfach abwarten. Gar zu lange würde es schon nicht dauern.

Nathan Langdon hatte, als er auf die Hütte zuing, praktisch vergessen, wie sehr er von Sally Hemings fasziniert war. Ihr merkwürdiges Schicksal hatte ihn, seit er wieder zurück war, weniger beschäftigt als seine eigene Zukunft.

Seine Aufgabe, den Census – gleichzeitig Volkszählung und Vermögensschätzung – durchzuführen, beanspruchte ihn nur noch den Sommer über. Er musste sie erledigen, während er half, Broadhurst zu leiten. Der Erbe war jetzt er; sein älterer Bruder, der Liebling seines Vaters, war tot – man hatte ihm aus großer Nähe eine Kugel in die Brust geschossen. Sein Vater war gramgebeugt, unfähig, auch nur die leichtesten Pflichten zu übernehmen.

Man hatte aufgetatmet und Dankbarkeit zum Ausdruck gebracht, als er bekannt gegeben hatte, er werde daheimbleiben und heiraten. Esmeralda Wilks war reich und temperamentvoll; sie hatte ihm auf unmissverständliche Weise zu verstehen gegeben, dass sie des Wartens müde sei. Ihre Familie war es gewesen, die ihm die vorübergehende Aufgabe eines Census-Beauftragten verschafft hatte, bis er seine Studien beenden und seine juristischen Examina ablegen konnte. An die Politik hatte er auch schon gedacht; aber nicht nur, dass er für dieses County zu »radikal« war – er musste auch noch mit seinen Brüdern und Schwägern auf diesem Gebiet konkurrieren. Gleichwohl konnte er diese Ernennung als einen ersten »politischen« Schritt zu größeren und besseren Aufgaben betrachten. Er würde sich bei Richter Miner in Charlottesville verdingen, häufiger Esmeralda sehen, seinen Vater trösten und die Leitung von Broadhurst übernehmen. Zumindest brauchte er jetzt nicht mehr Freunden aus dem Norden, Bekannten und Refor-

mern, immer und immer wieder zu erklären, was es mit ihm, seiner Familie und Virginia, um nicht zu sagen, mit dem ganzen Süden, auf sich habe. Eines, was er nie wieder anderen erklären wollte, war die Institution der Sklaverei. Über dieses Thema konnte er im Schlaf einen ganzen Vortrag halten. Nie wieder wollte er die unverschämten Fragen der Nordstaatler über sich ergehen lassen, ihre überheblichen Kommentare und ihre verletzenden, wohlbekanntenen Bemerkungen.

Nach jahrelangen Streitgesprächen war es ihm gelungen, seine engsten Nordstaaten-Freunde davon zu überzeugen, dass ein Virginier nicht automatisch »Tausende von Sklaven« besaß und diejenigen, die er besaß, weder verhungern noch auspeitschen ließ; dass schwarze Frauen ihre Kinder in neun Monaten austrugen wie alle anderen Menschen auch, dass weder er noch seine Diener Schwänze und zwei Köpfe hatten, dass sie weder träge noch sexuell überreizt waren.

Es erfüllte ihn stets mit Groll, dass diese Leute, die von nichts eine Ahnung hatten, sich anmaßten, über sein Privatleben wie das seiner Verwandten und über seinen Heimatstaat zu urteilen. Früher oder später obsiegte immer ihre Neugier über ihre gute Erziehung; offensichtlich fanden sie nichts dabei, jemandem, den sie überhaupt nicht kannten, die unmöglichsten und intimsten Fragen zu stellen – ihm, den sie für einen »Kenner« der Südstaaten hielten. Nicht im Traum würden sie je auf den Gedanken verfallen, Angehörigen ihrer eigenen Familie oder ihren Standesgenossen derlei Fragen zu stellen. Dass jemand Sklaven besaß, schien ihnen ein Freibrief, sich alles Mögliche herauszunehmen.

Und was noch schlimmer war – sie schienen nie zufriedengestellt. Immer wieder hatte es noch ein »nur noch eines, was ich Sie fragen wollte« gegeben. Und diese Nordstaatler, dachte er und schäumte innerlich, waren seine Freunde gewesen. Die wohlherzogenen und aristokratischen Söhne von Angehörigen der höheren Stände und des Geldadels. Trotzdem kannten ihre Gier nach Informationen über den Süden und ihr übersteigertes Interesse an der Sklaverei keine Grenzen. Was sie – insbesondere die Damen – am meisten faszinierte an der Sklaverei, waren nicht die wirtschaftlichen, menschlichen oder christlichen Aspekte der Institution gewesen, sondern die sexuellen. Langdons Mund wurde vor Erbitterung schmal wie ein Strich. Das Einzige, worüber sie wirklich etwas erfahren wollten, war das Sexualleben des Südstaatenadligen und seiner Sklaven. Alle hatten sie von den Tausenden Oktagonen in New Orleans gehört, die nur noch ganz wenig schwarzes Blut in den Adern hatten, von den fabelhaft aussehenden Washingtoner Mulatten und den Quarteronen auf den Plantagen, die manchmal von den Vätern der Söhne oder von den weißen Plantagenverwaltern sklavenbesitzender Familien gezeugt worden waren. Das Mischlingsproblem war etwas, worüber man in der gebildeten Gesellschaft nicht redete. Man erwähnte es überhaupt nicht, nicht einmal in dem nur für die eigenen Augen bestimmten Tagebuch. Das war etwas, was man in jene Randbezirke des Bewusstseins abdrängte, in denen Blutschande, Fallsucht, Selbstmord und Sodomie ihr dunkles Dasein fristeten; das ganze Problem war unerquicklich, etwas, womit man sich nicht einmal in Gedanken beschäftigte,

kurz, das Udenkbare. Nie war es ihm gelungen, diesen begriffsstutzigen Nordstaatlern jene besondere Mischung von Grausamkeit und Zuneigung, Distanziertheit und Besitzgier klarzumachen, die die Beziehung zwischen Herrn und Sklaven ausmachte, eine Beziehung, die noch vielschichtiger und intensiver war, wenn es sich obendrein um Blutsverwandte handelte. Wie sollte er ihnen das jemals erklären? Gewiss, weiße Männer hatten Söhne gezeugt und freigelassen, selbst Töchter, doch die Grundregel dieser belasteten und intimen Beziehung lautete nun einmal, dass es eine überlegene und eine niedrigere Rasse gab und dass eine Vermischung der beiden ein Verstoß gegen das Gesetz Gottes, gegen die Natur und gegen die Gesellschaft darstellte, gleichgültig, wie viele Mulatten, Quarteronen und Oktavonen als Folge von Fleischeslust oder Leidenschaft aus solchen Verbindungen hervorgingen! Auch wusste er selbstverständlich, dass es freigelassenen Sklaven nicht gestattet war, in Virginia zu bleiben. Wieso kam es, dass die Hemings solche Vorrechte genossen? Wer hatte bei der gesetzgebenden Körperschaft des Staates Virginia eine Eingabe gemacht und um eine Sondererlaubnis nachgesucht, dass sie bleiben durften? Und warum? Oder blieben sie ganz einfach ohne jede behördliche Erlaubnis? Wie war es möglich, dass Thomas Jefferson sich auf dem Höhepunkt seiner Macht ausgerechnet eine Sklavin ausgesucht hatte, wo er jede weiße Frau hätte haben können?

Seine kräftigen Schultern bewegten sich voller Unbehagen unter dem locker sitzenden Wolljackett. Er war für die Hitze nicht passend gekleidet. Seine Gedanken hatten

ihn weit fortgeführt, sodass er zusammenschrak, als er plötzlich die schönste Frau erblickte, die er je gesehen hatte, eine Frau, alt und hellhäutig genug, um seine Mutter sein zu können. Es kann nicht sein, dachte er fassungslos, völlig durcheinandergebracht von ihrer körperlichen Schönheit.

Die Frau war in der Tat schön. Ihr Gesicht wies keinerlei Runzeln und Falten auf, ihr Blick hatte etwas Scheues, gleichwohl jedoch Unnachgiebiges. Ihre Augen waren im bläulichen Schatten fast smaragdgrün. Der Mund war weich, kindlich in den Konturen und hatte etwas Hochmütiges. Ihr Körper war wohlproportioniert. Sie hatte das weiße Tuch abgenommen, und ihr Haar schien wie eine Seidenkappe zu schimmern, der um den Kopf geschlungene Zopf zu glänzen wie Facetten von Glas.

Kein Laut kam aus dem Dunkel hinter ihr, und Nathan Langdon wand sich in dem Bemühen, diese Frau anzusprechen. Aber wie redete man ein Geschöpf an, das es nicht gab, das eine Absage an alles darstellte, was zu glauben man ihn erzogen hatte? Es gab keine weißen Sklaven, ergo konnte es auch keine weißen ehemaligen Sklaven geben. Es gab keine Frauen, die so aussahen wie diese, die in einer Hütte am Ende eines staubigen, von Unkraut überwucherten Fußwegs lebte, der aus Zeit und Erinnerung hinausführte, eine Frau, die von einem großen Mann geliebt worden war, der sie nie freigelassen hatte. Der Geruch von Armut und von Küchendünsten hing im Hütteninneren. Kleid und Schürze der Frau bestanden aus billigem schwarzem Leinen, das nahezu schon zu Grau verblichen war und keinerlei Posa-

menter aufwies. Ein Fenster im Raum gewährte dem Nachmittagslicht Einlass und ließ scharf die Umrisse dieser Gestalt hervortreten, die sich weder bewegte noch sprach.

Zuletzt sagte er: »Ihr seid ...?«

»Sally Hemings.« Die Stimme klang frisch und klar. »Seid Ihr der Census-Beauftragte, von dem mein Sohn gesprochen hat?«

»Jawohl, Ma'am. Nathan Langdon, zu Diensten!«

Die einfachsten Wörter schienen in dieser Atmosphäre zu explodieren. Langdon hielt die Luft an, als die Frau langsam aus dem Schatten des Raums heraustrat ins Licht. In der Helligkeit zeigten ihre Augen erst ihre wahre Farbe, gesäumt von dichten schwarzen Wimpern und schweren Brauen. Ihre Nase war ein wenig aufgeworfen, die Wangenknochen saßen unnatürlich hoch, und ihre Augen standen weit auseinander. Sie hatte graue Strähnen in dem schönen schwarzen Haar, das ihr – hätte sie es gelöst – zweifellos bis auf die Hüfte gefallen wäre.

»Ihr lebt hier mit Euren Söhnen Eston und Madison?«

»Ja.«

»Alter?«

»Meins?«

»Eures zuerst, Ma'am, dann das Eurer Söhne.«

»Sechsendfünfzig. Mein Sohn Eston ist zweiundzwanzig und Madison fünfundzwanzig.«

»Alle geboren in Albemarle County?«

»Auf Monticello.«

»Ihr seid Freigelassene, nicht wahr? Habt Ihr eine Sondergenehmigung, in Virginia zu verbleiben?«

»Ja.«

»Ehemalige Sklaven von Martha Jefferson Randolph?«  
»Von Thomas Jefferson. Meine Söhne wurden im Jahr 1826 aufgrund seines Testaments freigelassen.«

»Und Ihr?«

»Im selben Jahr.«

»Diese Hütte und das Grundstück sind Besitz von?«

»Cornelius Stoker, Charlottesville.«

»Land?«

»Zwölf Morgen.«

»Jahrespacht?«

»Zwei Ballen Baumwolle und sieben Scheffel Mais.«

»Der Beruf Eurer Söhne?«

»Musiker ... «

Nathan Langdon zog die Augenbrauen hoch. »Sie beackern aber auch das Land?«

»Ja.«

»Keine weiteren Erwachsenen, die hier leben?«

»Nein.«

»Alles in allem?«

»Alles in allem?«

»Das heißt, hier wohnen also drei Erwachsene und keine Kinder, stimmt's?«

»Ja, das stimmt.«

»Andere Mitglieder Eurer Familie, die nicht hier leben?«

»Wie bitte?«

»Ihr habt doch noch andere Kinder, nicht wahr?«

»Die werden in den Büchern von Monticello als ›Entlaufene‹ geführt.«

»Wie viele?«

»Zwei – drei.«

»Drei Entlaufene?«

»Drei.«

»Insgesamt also fünf Kinder?«

»Sieben.«

»Zwei verstorbene?«

»Ja.«

»Sind Eure Söhne zu Hause?«

Sally Hemings zögerte. Sie war allein im Haus und ungeschützt.

»Sie werden bald heimkommen.«

»Wo sind sie?«

»Auf der Universität.«

»Können sie lesen?«

»Ja.«

»Könnt Ihr lesen?«

»Ja.«

»Wählen?« Die Frage war ihm ganz automatisch über die Lippen gekommen. Die Folge war verlegenes Schweigen. Selbstverständlich durften sie nicht wählen. Eigentlich durften sie nicht einmal schreiben und lesen können. Das verstieß gegen das Gesetz. Auf der anderen Seite waren sie jetzt frei, und es gab kein Gesetz, welches vorschrieb, Freigelassene dürften nicht schreiben und lesen können. Oder vielleicht doch? Er fasste sich, so gut es ging.

»Hm ... Eigentum?« Tiefes Rot übergoss sein Gesicht. Er befragte sie, als ob sie eine Weiße wäre. Als ob ihre Söhne weiße Farmer und Musiker wären.

»Möchtet Ihr etwas zu trinken haben?«, fragte sie plötzlich. »Gingerale vielleicht?«

»Vielen Dank, Ma'am.«

»Wartet hier. Nein. Tretet ein, kommt aus der Sonne heraus. Ihr habt keinen Hut auf. Es ist beendet, *no?*«

Die eigentümliche Wendung ließ ihn zusammenfahren. Ihre Art zu reden hatte etwas Ausländisches, als ob sie in einer anderen Sprache dachte. Die Stimme verriet keinerlei Alterszittern, war vielmehr voll und jung.

Nathan Langdon musste sich bücken, um in die halbdunkle Hütte einzutreten; rasch blickte er sich um: Noch nie hatte eine Einrichtung ihn so bestürzt wie diese. Er hatte in den letzten Wochen viele Hütten von Sklaven und ehemaligen Sklaven betreten, sodass ihn einfache, handgearbeitete Bänke und Tische, roher Holzfußboden und weiß getünchte Lehmwände sowie dies und das an Geschenkttem, zerbrochenes und wieder gekittetes Geschirr aus dem »Großen Haus« nicht überraschten, doch als er wie vom Donner gerührt ein zierliches Klavichord aus Kirschholz erblickte, eine Pendeluhr aus Onyx und Bronze, die über dem schön geschnitzten hölzernen Kaminsims tickte, die elegante Truhe aus dunkelgrünem Leder mit den mattschimmernden Messingbeschlägen daran, den französischen Lehnstuhl, einen riesigen, reich geschnitzten vergoldeten Spiegel und – das Sonderbarste von allem – eine französische Flagge, eine Muskete, an der etwas hing, was aussah wie ein kleines Bild oder eine Puppe – als er all dies in sich aufnahm, kam er sich vor, als wäre er in das innerste Heiligtum eines verzweifelten und überwältigenden Geheimnisses eingedrungen.

Ein großer Strauß frischer Blumen stand da, und auf dem Boden lag ein Stück schwarzen Tuchs, zerknüllt und wie weggeworfen. Vor dieser völlig unpassenden Umgebung

ließ das Licht die Umrisse der Frau deutlich hervortreten, und die Wirkung dieses Vorgangs hatte etwas so Intimes, so Verführerisches, dass Nathan Langdon unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Dabei stieß er mit dem Kopf gegen den niedrigen Türrahmen, und Sally Hemings machte in beschützerischer Geste unbewusst einen Schritt nach vorn.

»Bitte, nehmt Platz.«

»Vielen Dank, Ma'am.«

Selbst diese Aufforderung, so unverbindlich sie war, ließ Nathan erröten.

»Eure Maultiere brauchen Wasser?«

»Gern, sehr verbunden.« Langdon verfiel in die Höflichkeitsfloskeln der Südstaaten; dabei hatte er diesen Ausdruck seit seiner Rückkehr kaum benutzt. Als Sally Hemings sich von ihm abwandte, hatte Langdon den deutlichen Eindruck, sie wiederzuerkennen; er wusste, dass er diese Frau bereits einmal auf genau dieselbe Weise sich hatte abwenden sehen. Aber wo? Vier Jahre lang hatte er in Massachusetts gelebt. Und fünf Jahre war es her, dass er zuletzt in Charlottesville gewesen war.

»Aber macht Euch keine Mühe ... Es geht ja jetzt für Sie nach Hause ... Dies ist mein letzter Besuch.«

Langdon hatte sich von seinem Stuhl erhoben und war ihr bis an die Tür gefolgt, doch war sie bereits hinausgetreten, um das Wasser zu holen. Abermals beschlich ihn das Gefühl des Wiedererkennens, als der schlanke Rücken im schattigen Bereich nicht weit von der Hütte entfernt entschwand, wo, wie er vermutete, ein Brunnen oder ein Quell sein musste.

Als sie wiederkam, trug sie zwei Eimer mit Wasser.

»Bringt die nur Euren hübschen Maultieren. Wenn Ihr so freundlich wärt, die Eimer an der Wegbiegung stehen zu lassen, wird mein Sohn Eston sie sehen und sie mit zurückbringen, wenn er von der Arbeit heimkommt.«

»Sehr verbunden. Vielen Dank. Ich bedaure, dass ich Eure Söhne nicht kennenlerne, Ma'am.«

»Ihr müsst sie vom Sehen kennen. So ziemlich jeder in der Stadt weiß, wer sie sind. Sie arbeiten um die Universität herum.«

»Es ist lange her, dass ich daheim gewesen bin. Ich bin nämlich vor Kurzem aus dem Norden gekommen, wisst Ihr. Und weiß nicht viel darüber, was sich hier in den letzten vier, fünf Jahren getan hat ... Aber jetzt bleibe ich hier und helfe meiner Familie.«

»Ach, seid Ihr Anwalt? Ihr seht aus wie einer.«

»Noch nicht ganz, aber bald, wie ich hoffe. Ich habe vor, meine Studien an der Universität in diesem Jahr abzuschließen. Ich habe bereits vier Jahre oben an der Harvard University studiert.«

»Viele von diesen Ziegelgebäuden – und die Zimmermannsarbeit und die Fenster und die Metallarbeiten – stammen von meinen Brüdern, Robert Hemings und John Hemings, für Master Jefferson, als er anfing, seine Universität zu bauen. Jetzt haben Madison und Eston viel mit Reparatur- und Anbauarbeiten zu tun, da sie die ursprüngliche Anlage am besten kennen. Ihr seht ... «

Ihre Stimme schwebte gleich Seidentüchern und bauschte die schlichte Alltagssprache zu etwas herrlich Vertrautem. Ob sie wohl von Natur aus eine gesprächige Frau ist, fragte er sich. Ganz gewiss hatten viele seiner Besuche in den

abgelegenen Farmhäusern in Albemarle County in langen Plaudereien mit einsamen Farmersfrauen geendet. Jawohl, er spürte hier so etwas wie Einsamkeit, wie Traurigkeit. Bezaubert brachte Langdon sie dazu weiterzusprechen, steuerte das eine oder andere an Klatsch bei, den er in der Stadt gehört hatte, erklärte ihr, wer er sei und aus was für einer Familie er stamme. Ihm ging auf, dass sie recht gut Bescheid wusste, was im Küstengebiet vor sich ging. Schon immer war ihm aufgefallen, dass Schwarze sich aufs Trefflichste untereinander zu verständigen wussten. Informationen und Klatsch konnten binnen Wochenfrist hundert Meilen zurücklegen; doch wo hatte sie die Kunst der Konversation erlernt, die in dieser hinterwäldlerischen Einsamkeit einer vornehmen Dame wohl angestanden hätte?

Sie unterhielten sich bis tief in den Nachmittag hinein, der blonde, blauäugige junge Mann und seine geheimnisvolle Gastgeberin. Er, die Füße fest auf den Boden gepflanzt, auf seinem Stuhl vorgebeugt, die Ellbogen auf den Knien und die großen Hände locker vor sich gefaltet. Sie, gleichfalls sich vorneigend, wiegte sich langsam mit der Unterhaltung oder ließ sich zurückfallen, wenn sie mit mädchenhaftem Lachen auf etwas besonders Amüsantes reagierte, was er erzählte. Sie kannte alles und jeden, obwohl sie seit Jahren nicht mehr in der Nähe der Stadt gewesen war.

Ihr schönes Gesicht glühte, ein solches Vergnügen bereitete ihr der ungewohnte männliche Besuch. Die schönen Hände vollführten Gesten, falteten und entfalteten sich oder fuhren nach oben, ein großes ovales Medaillon zu befangern, das ihr an einem Samtband um den Hals hing –

bis auf die Rubinohrringe der einzige Schmuck –, ganz offensichtlich ein wertvolles und wunderschön gearbeitetes Stück. Bestimmt darf ich nach einer so langen Unterhaltung wiederkommen, dachte Langdon. Er bemühte sich, ihr zu Gefallen noch mehr Anekdoten und Klatschgeschichten zu finden. Nie in seinen ganzen Salonerfahrungen hatte er sich so sehr bemüht, eine Frau zu unterhalten. Wenn sie lachte, fühlte er sich hoffnungslos geschmeichelt. Ob ihre Söhne wohl auftauchten?, fragte Langdon sich. Gern hätte er gesehen, wie sie aussahen. Madison und Eston Hemings. Ihre Namen brachten ihm die Wirklichkeit der Welt draußen wieder zum Bewusstsein. Die Eimer mit Wasser standen wie Schildwachen links und rechts vor der Tür – ohne dass er seine Maultiere getränkt hätte.

Wie der Rest von Virginia war auch Piedmont in die politischen und rassischen Gärungsprozesse der Zeit verstrickt, sann Nathan. Schon jetzt konnte man das ferne Grollen des heraufziehenden Konflikts vernehmen, man musste nur gut hinhören. Virginia hatte seine Sklavengesetzgebung in den vergangenen Jahren noch verstärkt, und das waren Maßnahmen, die auch an den Freigelassenen nicht spurlos vorübergingen. Die großen Städte im Süden, Charlottesville und Richmond eingeschlossen, glichen waffenstarrten Feldlagern. Gewalttätigkeit lag in der Luft, und schon schieden sich an der Sklavenfrage selbst innerhalb der Familien die Geister. Die Spannungen waren stark, und die Unterdrückung der schwarzen Bevölkerung hatte sich verzehnfacht. Seit 1814 galt es als Verbrechen, einem Sklaven das Lesen beizubringen. Es gab nicht nur Ausgangssperren und Pässe, sondern auch mit Schrot ge-

ladene Flinten für diejenigen, die sich nicht daran hielten. Es kam zu Entführungen und Lynchmorden, und selbst unabsichtliche Verstöße wurden täglich mit öffentlichen Auspeitschungen geahndet.

Schließlich gab Langdon es auf, auf Eston und Madison zu warten. Als die Schatten länger wurden, brachte Sally Hemings die Unterhaltung elegant zu einem Ende, und ehe er sich's versah, hatte er die Hütte verlassen und befand sich auf dem Weg hinunter zu seinem Wagen und seinen Maultieren.

Der Census-Beauftragte hatte den ganzen Nachmittag in ihrer Hütte verbracht. Merkwürdig, dachte sie, er hatte mit ihr gesprochen, als ob sie eine weiße Dame wäre. Sie blickte ihm nach, beobachtete, wie er zwischen ihren Apfelbäumen verschwand und wiederauftauchte, als er, die beiden Eimer Wasser in der Hand, auf seine Kutsche zuging. Sie sah die hochgewachsene Gestalt an der Wegbiegung hinter dem Obstgarten auftauchen, verfolgte, wie sie sich dem Maultiergespann näherte und die Tiere tränkte. Dann stellte der Mann die Eimer hin und stieg in den Wagen. Sie erwartete, dass er davonfahre, doch er blieb noch eine ganze Weile sitzen. Sie ließ ihn nicht aus den Augen, während die Sonne am Himmel sich immer mehr senkte und das Schweigen vom Einsetzen der Nachtgeräusche unterbrochen wurde. Immer noch rührte er sich nicht. Vielleicht wartet er auf die Jungen. Vielleicht hat er Eston als dem Familienoberhaupt noch Fragen zu stellen. Aber was für Fragen? Kein Mensch interessierte sich für ihr Leben. Ein paar Eintragungen im Farmbuch, ein Preis in einem Rechnungsbuch,

eine Verkaufsbestätigung, eine Nummer in den Listen des Census-Beauftragten. Mehr nicht. Zumindest nicht mehr als das, was sie preisgab.

Ihr Schweigen war es, das sie am Leben erhalten und dafür gesorgt hatte, dass sie nicht den Verstand verlor in dieser Welt, in der ihr alles genommen worden war bis auf diese letzten beiden Söhne. Und selbst die wussten nur wenig von ihrem Leben. Sklaven gaben ihren Kindern gegenüber so wenig wie möglich von ihrem Hintergrund preis. Das war ein alter Trick. Nicht reden hieß, die Hoffnungslosigkeit der Zukunft und der Vergangenheit nicht in Worte fassen. Freilich, heute hatten ihre Söhne eine Zukunft. Nur sie war es, die keine mehr hatte. Und was die Vergangenheit betraf ... welche Gefühle bewegten sie wirklich, wenn es um die Vergangenheit ging?

Sally Hemings fuhr fort, den Census-Beauftragten zu beobachten, wie er regungslos in seinem Wagen saß. Warum brachte er es nicht über sich fortzufahren?

Nathan Langdon war den steilen Fußpfad hinabgestiegen, der von der Hütte der Hemings hinunterführte. Er hatte die Augen der Frau auf sich gespürt, das rückwärts gewandte Ziehen ihres Schweigens und ihrer eigentümlichen Traurigkeit. Er konnte sich einfach nicht des Gefühls erwehren, sie früher, vor dem heutigen Tage, schon einmal gesehen zu haben. Er gestand sich ein, dass es sich um ein unheimliches Wiedererkennen handelte. Er lächelte. Schicksal? Wiedergeburt? Wie viele Abende hatte er in Harvard damit verbracht, über genau solchen Unsinn zu diskutieren ... Er war Atheist, genau wie Jefferson. Kein Gott konnte die

Hand in den Angelegenheiten dieser Erde haben, denn wenn er es doch hatte – wie hätte er dann die Welt in einen so heillosen Zustand bringen können?

Monticello, dachte er. Es musste Monticello sein. Nur ein einziges Mal in seinem Leben war er in dem Herrenhaus gewesen, als Student, und Jefferson war da bereits ein sehr alter Mann gewesen. Im Jahre '25 musste es gewesen sein, ehe er nach Cambridge gegangen war. Ein Cousin von ihm hatte ihn eingeladen, an einem Abendessen in Anwesenheit des großen Mannes teilzunehmen.

Die Erinnerung stand ihm noch lebendig vor Augen. Der sich betont aufrecht haltende, ausgemergelte, enorm große Mann mit den brennenden Augen und dem dichten weißen Haar war bleich und immer noch sommersprossig gewesen, obgleich das Alter seinem Gesicht eine zarte Durchsichtigkeit verliehen hatte und die berühmte Stimme etwas Gereiztes und leicht Quengeliges angenommen hatte. Thomas Jefferson hatte das Abendessen und die Gesellschaft jüngerer Männer mit endlosen und brillanten Monologen beherrscht, virtuoson Glanzstücken, fast so etwas wie Musik – Monologen, die er gelegentlich mit grämlichem und unerklärlichem Schweigen unterbrach, wenn er mit den Gedanken woanders zu sein schien. Doch seine Entgegnungen waren immer präzise und trafen den Nagel jedes Mal auf den Kopf. Metaphern liebte er über alles, dergleichen elegante Wendungen, und er war ein herrlicher Geschichtenerzähler. Die Gäste an seinem Tisch sprachen immer ein wenig lauter als sonst; dabei war, soweit er wusste, mit seinem Hörvermögen ebenso alles in Ordnung wie mit all seinen anderen Fähigkeiten. Selbst damals, mit

achtzig, das wusste man, ritt Thomas Jefferson jeden Tag zwanzig bis dreißig Meilen.

Am Ende der Mahlzeit, bei der seine Tochter, Martha Randolph, den Vorsitz gehabt hatte, war Jefferson, wie Langdon sich erinnerte, von Unwohlsein befallen worden. Mitten im Satz hatte er gestockt, gewürgt und nach Luft gerungen und war blass geworden, hatte dann unvermittelt seinen Stuhl zurückgestoßen und ihn dabei fast umgeworfen. Seine Tochter hatte sich rasch seiner angenommen und den alten Mann mithilfe eines der Gäste vom Tisch fortgeführt. Als die Gesellschaft im Speisezimmer durcheinanderlief, hatte Langdon mitbekommen, wie Jefferson einer anderen Frau übergeben wurde, die ihn weggeführt hatte. Sally Hemings? Die kleine Gestalt hatte sich zwerghaft neben ihm ausgenommen; der kleine Kopf mit dem glatt gestrählten Haar war nicht einmal bis zu den Schultern des gebeugten, einer Ohnmacht nahen Mannes gegangen. Auch fiel Langdon ein, dass die Frau einen Zopf als Kranz um den Kopf getragen hatte. Das Bild stand so scharf umrissen vor seinen Augen, dass Langdon aus seiner Träumerei aufschrak. Er lehnte sich vor und strich wie abwesend über das warme, lebendige Fleisch seiner Maultiere, als wolle er sich zurückbringen in die Gegenwart. Dann holte er seine Bücher hervor. Er »kannte« jedermann in Albemarle County – welchen Geschlechts er war, wie alt, welches seine Religion war und welchen Beruf er ausübte; er wusste Bescheid über Besitz und Vermögen, welcher politischen Partei, welcher Rasse und welchem Stand er angehörte. Aber die beiden Menschen, über die er in diesem Augenblick nachdachte, standen nicht auf seiner Liste.

Der eine war reich gewesen, berühmt, mächtig, mit Ehren bedeckt, hatte Jahre im höchsten Amt verbracht, welches das Land zu vergeben hatte, war geachtet und geliebt worden. Jetzt war er tot und begraben, eine für ewig feststehende Größe in der amerikanischen Geschichte. Der andere war eine Sklavin gewesen. Eine Frau, die man ihrer Hautfarbe und ihres Standes wegen verachtete; die trotzdem noch am Leben war und deshalb erfasst werden musste.

Er schlug eine neue Seite in seinem Buch auf. Wenn Sally Hemings war, was die Leute behaupteten, dann hatte Thomas Jefferson das Gesetz von Virginia gebrochen. Ein Gesetz, gegen das zu verstoßen mit Geldbuße und Gefängnis geahndet werden konnte. Und er, Langdon, war Beauftragter der Regierung der Vereinigten Staaten und Bürger von Virginia. Er zauderte einen Augenblick und schrieb dann:

*Eston Hemings, männlichen Geschlechts,  
22. Familienoberhaupt. Beruf: Musiker. Rasse: Weißer  
Madison Hemings, männlichen Geschlechts, 25.  
Beruf: Zimmermann. Rasse: Weißer.  
Sally Hemings, weiblichen Geschlechts, zwischen  
50 und 60. Ohne Beruf. Rasse: Weiße.*

Was immer er von Thomas Jefferson, dem Verfasser der Unabhängigkeitserklärung und dritten Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika halten mochte – er, Nathan Langdon, war entschlossen, Thomas Jefferson einer Sache nicht schuldig sein zu lassen: des Verbrechens der Rassensmischung.